

engagement

Zeitschrift für Erziehung und Schule

Musische Bildung und Basisqualifikation

Heft 4/2008

ASCHENDORFF VERLAG



Jürgen Liminski

Ausdauer, Zuverlässigkeit, Bekennermut oder die Bildung von Humanvermögen – eine Gemeinschaftsaufgabe

Lieber Pater Dohni, Pater Römelt, Pater Knapp und alle Patres, Herr Direktor Billig, lieber Herr Lipperheide, liebe Jungs, liebe Eltern, vor allem die Mütter, sie haben am meisten zum Erfolg dieses Tages beigetragen – meine Herren Väter und Lehrer, keine Unruhe, das erkläre ich gleich – liebe Lehrerschaft, liebe Großeltern, liebe Geschwister.

Zunächst möchte ich mich bei Ihnen, Herr Billig und Herr Lipperheide bedanken, dass Sie das Wagnis eingegangen sind, **diesen** Vater hier völlig ohne Vorgaben bis auf die zeitliche von einer knappen halben Stunde reden zu lassen. Es ist ja nicht ganz selbstverständlich nach den sechs Jungs, die Sie von der Familie Liminski erlebt haben. Da könnte auch im Kreis der Familie der Gedanke aufgetaucht sein, „los, der Jake war der letzte, jetzt können sie sich an keinem mehr rächen, jetzt würgst du ihnen noch eins rein“. Solch niederträchtige Gedanken hat es nur ansatzweise, ich möchte auch sagen, nur scherzhaft gegeben. Sie passen zwar gut zum Abi-Spruch: Wenn wir alle gehen, kann uns nichts passieren. Aber sie wurden sofort im Keim erstickt, zuerst von der Mutter, der heimlichen Ordnungsmacht in jedem bürgerlichen Haushalt, dann aber auch durch die Bemerkung eines der sechs, also einem ehemaligen Schüler, der heute Finanzökonom und Leiter des Allianzbüros in Bonn ist, aber der vor allem selber Vater ist und sagte: „Eh Jungs, nichts da, ich will, dass Jean Philippe auf diese Schule geht und Lehrer haben ein Elefantengedächtnis“. Herr Billig, kann es ein schöneres Kompliment für diese Schule geben, als der Wunsch eines Schülers, der aus diversen Gründen sein Abitur woanders machen musste, dass sein Sohn oder vielleicht auch seine Söhne, diese Schule einmal besuchen sollen? Also kein Wagnis, wir können uns zurücklehnen, hier gibt es keine Generalabrechnung, allenfalls ein generelles Danke für zwei Jahrzehnte fruchtbare Zusammenarbeit zum Wohl der Kinder, nicht nur für die mehr oder weniger gelungene Anhäufung von Wissen, sondern mehr noch, um es mit einem Fachwort zu sagen, für die Persönlichkeitsentwicklung, für die Bildung von Daseinskompetenzen, kurz von Humanvermögen. Diesem Aspekt der Kooperation möchte ich die nächsten 20 Minuten widmen und zwar in drei Alltagskompetenzen, von denen ich glaube, dass sie unsere Abiturienten brauchen werden, ganz gleich was sie machen. Und die auch unsere Gesellschaft dringend braucht. Es sind die Alltagskompetenzen Ausdauer, Zuverlässigkeit, Bekennermut – früher hat man gelegentlich auch Tugenden dazu gesagt.

1. Ausdauer

Bevor ich zur ersten Kompetenz komme, der Ausdauer, vielleicht eine Begriffsklärung vorweg, es sind ja nicht nur allwissende Lehrer, vielwissende Eltern und wissbegierige Abiturienten unter uns, sondern auch kleinere Geschwister, die mit dem Begriff Humanvermögen nicht allzu viel anfangen können. Das Humanvermögen, die mittlerweile wichtigste, weil knapper werdende Ressource der modernen Wirtschaft, macht die grundlegenden Fähigkeiten des Menschen aus. Das ist das Lernenkönnen, das Miteinander-Umgehen-Können, Ausdauer haben, nach Lösungen suchen statt zu jammern, Gefühle erkennen und einordnen, Vertrauen schenken ohne naiv zu sein, Alltagsprobleme meistern, es ist die soziale Kompetenz und die Fähigkeit, emotionale Intelligenz zu steuern und viele Eigenschaften mehr. Das ist weit mehr als faktisches Wissen. Der amerikanische Nobelpreisträger Gary Becker, ein neoliberaler Ökonom, der den Begriff des Humankapitals und des Humanvermögens in die Wirtschaft eingeführt hat und dafür auch seinen Preis bekam, sagte es auf einem Kongress 2002 in Berlin so: „Das grundlegende Humanvermögen wird in der Familie erzeugt. Die Schule kann die Familie nicht ersetzen“. Sicher ist, zumindest für Personalchefs größerer Unternehmen, dass die grundlegenden Fähigkeiten, die Daseinskompetenzen, mittlerweile eine fast so große Bedeutung erlangt haben wie die reine Fachkompetenz. Denn die besten Zeugnisse nützen nichts, wenn man es mit einem hochintelligenten aber asozialen Ekelpaket zu tun hat, es kann dem Betriebsklima und damit der Produktion mehr Schaden als Nutzen bringen. Die Zukunftsstudie „Unternehmen 2010“ der Beratungsgesellschaft Ernst & Young in Eschborn schreibt dazu: „Die entscheidenden Kompetenzen des Managers von morgen (sind) nicht sein Fachwissen, sondern seine Fähigkeit, mit anderen umzugehen und sich auf Menschen einzustellen, ...“ denn in der heutigen Managergeneration fehle schon vielen „die gute Kinderstube“.

Ich habe einmal ein Doppelinterview machen können mit dem Kopf der Pisa-Studie, dem deutschen Physiker und Statistiker Andreas Schleicher und dem eben erwähnten Ökonom Gary Becker. Auf meine Frage: Welche Fähigkeit wird vor allem in der Familie entwickelt, von der nachher besonders die Wirtschaft profitiert, ja ohne die die Wirtschaft nicht auskommt? Auf diese Frage antworteten beide spontan: Ausdauer. Es ist die Ausdauer, die Euch als Ingenieure weiter tüfteln lässt, oder als Politiker Niederlagen wegstecken lässt, oder als Journalisten auch noch die weniger bedeutsame Nachricht gegenchecken lässt. Es war Ausdauer, die Eure Lehrer hatten, als sie die Klassenarbeiten abends

oder nachts korrigierten, es war Ausdauer, als Eure Mütter, vielleicht auch mal die Väter, Euch anhielten, doch noch die Hausarbeiten, auch die mündlichen zu machen. Ausdauer, auch in den kleinen Dingen, das ergibt in der Summe große Taten. Hinter großen Entdeckungen und Errungenschaften stehen oft Menschen, die nicht aufgaben. Zwei Beispiele: Da ist der Computer. Er galt in den achtziger Jahren noch als Jobkiller, jedenfalls glaubten das Mitte der achtziger Jahre fast zwei Drittel der Deutschen. Heute ist er nicht mehr wegzudenken. Da ist der Kopierer, eine Erfindung von Chester Carlson in den dreißiger Jahren. Niemand wollte sich für seine Xerographie (xeros = trocken, graphein = schreiben) interessieren. General Electric und IBM winkten ab, ein großes Beratungsunternehmen, Arthur D. Little, schätzte den Markt auf maximal 5000 Geräte. Erst Ende der vierziger Jahre kam die Maschine mit einer kleinen Firma auf den Markt, Ende der fünfziger wurde aus dieser kleinen Firma das Unternehmen Xerox, dank der Ausdauer der Erfinder.

Die Bedenkenträger gibt es auch in Deutschland. Also aufgepasst, Jungs! Der Forschungsvorstand der BASF, er selbst ein produktiver Erfinder, nannte einmal den Grund: Die Deutschen seien rationalen Argumenten wenig aufgeschlossen, jeder sehe erst mal die Nachteile für sich und seinen Arbeitsplatz, für die gewohnten Arbeitsabläufe und dann müsse man die hohe Mauer der Totschlagargumente überwinden. Die lauteten so: Das hat noch nie funktioniert. Lassen Sie uns erst einmal abwarten. Vielen Dank für den interessanten Beitrag, mit dem Thema sollten wir uns später tiefer befassen. Arbeiten Sie erst mal die Details aus. Technisch nicht machbar. Das kann ich nicht allein entscheiden. Usw. usf. Das sind Argumente von Menschen, die vielleicht in den besten Jahren stehen, aber in Kopf und Herz alt sind. Hier hat die Vergreisung der Republik schon zugeschlagen. Dabei stellt uns das demographische Defizit, der Geburtenschwund vor einen Wandel der Gesellschaft, der in der Geschichte einzigartig ist, mit anderen Worten: Er zwingt uns zu Innovationen. Aber gleichzeitig verringert sich quantitativ wie qualitativ das Potential an Innovationskraft. Das macht mir Sorge, aber ich sehe auch Menschen, junge Menschen zumal, die sich nicht mit der Situation abfinden wollen, die das Rad der Gesellschaft weiterdrehen wollen, weil es ihnen nicht egal ist, was mit dieser Gesellschaft passiert, weil sie Gemeinsinn, eine Vision von einer solidarischen Gesellschaft haben. Auf solche Menschen kann man sich verlassen, und das macht Mut.

2. Bekennermut

Es sind meist auch diese Menschen, die sich zu ihren Zielen und Überzeugungen bekennen. Auch das wird heute dringend gebraucht. Es ist viel vom Wertewandel die Rede. Aber Werte können sich nicht wandeln, was sich gewandelt hat ist nur das Bekenntnis zu den Werten. Man traut sich nicht mehr zu sagen, was falsch und richtig ist, die politische Korrektheit verbietet da vieles. Deshalb sind Personal und Programme mancher Parteien auch austauschbar. Es gehört heute schon Mut dazu, sich zum Dekalog, den zehn Geboten zu bekennen, denn damit steht man nicht nur zum Glauben an Gott, sondern auch gegen Abtreibung und gegen Ehebruch.

Wir haben an anderen Schulen, auch erzbischöflichen, bei diesen Themen manches erlebt. Natürlich kennt auch das Collegium Josefinum eine gewisse Vielfalt der Überzeugungen, das depositum fidei aber, die Kernsätze des katholischen Glaubens, wurden hier in den letzten zwanzig Jahren, immer geachtet und dafür sind wir dankbar. Es geht ja bei diesem Bekenntnis nicht nur um Glaubenssätze, sondern um eine Grundhaltung, um ein ethisches Grundmuster, an dem sich die Schüler orientieren und den Weg in die Welt finden können, eine Welt, die diesbezüglich nicht nur orientierungslos, sondern von der Diktatur des Relativismus, wie Benedikt XVI. sagt, geprägt ist. Sich dieser, und überhaupt einer Diktatur nicht zu beugen, das lernt man auch hier. Der Widerstand nimmt freilich auch manchmal überraschende Formen an. Als die jüngste Schwester geboren wurde, rang Tobias gerade mit der lateinischen Sprache und als ich aus dem Kreissaal telefonisch eine Umfrage zu Hause startete, um zu sehen, wie der Name Laetitia ankam, drohte Tobias mit Auswanderung, wenn wir mit einem, Zitat: „lateinischen Kind“ nach Hause kämen. Auch andere protestierten gegen einen Namen aus einer toten Sprache. Wir kamen mit einer sehr lebendigen Schwester und dem Doppelnamen Noemie-Laetitia zurück. Die Jungs haben später auch ihr Latinum bekommen.

Wie kann Bekennermut, positiv gewendet, heute aussehen? Zum Beispiel, indem man Nein sagt, etwa zum Koma-Saufen, eine zweifelhafte Sportart, deren akute Einzelbehandlung, sofern sie gut geht, um die 1500 Euro kostet, getragen von der Allgemeinheit. Ein Nein nicht nur der Gesundheit zuliebe, sondern auch aus moralischen Gründen. Oder indem man sich offen für den Embryonenschutz ausspricht oder generell zu Ehe und Familie steht, „Kern aller Sozialordnung“, wie Benedikt in seinem Jesus-Buch schreibt, auch wenn Freunde darüber lästern, dass man von der Dauerhaftigkeit der Ehe überzeugt ist. Oder indem man ein Ehrenamt übernimmt, weil es Spass macht, für andere

Menschen etwas zu tun, auch wenn man dafür als dumm angesehen wird. Es gibt viele Formen der Zivilcourage und des Bekenntnisses zu Werten. Und man kann sagen, selten war das so nötig wie heute. Ich wünsche unseren Abiturienten jedenfalls, dass sie diesen Mut aufbringen. An Gelegenheiten wird es nicht fehlen.

3. Zuverlässigkeit

Wir alle brauchen Visionen, Ziele, Überzeugungen und Sie alle kennen den Spruch des Altkanzlers Schmidt: Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen. Nichts gegen den Pragmatismus des Altkanzlers, auch steckt in seinen gravitatischen Ratschlägen oft eine rhetorische Wucht, der sich die ZEIT-Leser – unter ihnen sollen besonders viele Lehrkörper sein - wohl kaum zu entziehen vermögen. Aber Politik ist eine Sache, das Leben eine andere. Wir brauchen Lebensziele, sonst gilt, was Robert Musil seinen Mann ohne Eigenschaften sagen lässt: Wir irren vorwärts.

Zuverlässigkeit braucht Ziele und Ordnung. Ich möchte das mit einer Anekdote illustrieren, die sich vor ein paar Wochen zugetragen hat. Ich unterhielt mich, besser ich verhandelte mit einem gewissen Abiturienten – er will übrigens Pilot werden – über das Freitagabendthema: Wann er gedenke nach hause zu kommen. Es stünden noch Klausuren an, da müsse man doch etwas pauken, vor allem Mathe und Physik. Seine Position: so gegen zwei oder drei. Meine: Also halb zwei. Nach einiger Zeit waren wir bei „so gegen zwei“. Immerhin sei es die letzte, angeblich allerletzte Party vor den Klausuren. Ich sage: Also zwei. Er bleibt bei so gegen zwei. Ich wechsle das Thema und sage, ich hätte neulich da einen Piloten getroffen, mich mit ihm unterhalten. Dieser habe auf die Bedeutung von Mathe und Physik hingewiesen und dass man da genau sein müsse, präzise Angaben. Also einigen wir uns auf zwei. Am nächsten Morgen stehe ich kurz vor acht auf, will zum Bäcker und Metzger für das traditionell üppige Samstagmorgenfrühstück, schaue in des Abiturienten Zimmer. Kein Abiturient, das Bett ist gemacht, also unberührt. Also ist er nicht nach hause gekommen, schließe ich. Sofort brodelte es. Die väterliche Vulkanstimmung kommt in Wallung. Ich will anrufen, halte inne. Besser eine Sms, dann sieht er, dass ich mich anstrenge. Und man kann besser mit Humor die pädagogische Offensive starten. Also fahre ich zum Bäcker, denke nach, während ich in der Schlange stehe und schreibe oder tippe dann mühsam: Fliegst du noch den heimathafen an oder bleibt es bei der bauchlandung (ohne Fragezeichen, weil der Vater nicht weiß, wie das geht). Noch bevor ich die Brötchen bestelle, kommt die Antwort, allein diese Schnelligkeit ist peinlich. Sie lautet: „Bin schon in der Schule. War um zehn nach zwei zuhause. Gegenwind erschwerte die Landung just in time.“

Wirklich peinlich. Ich hatte vergessen, dass er Schule hat. Ein Glück, dass ich mit Humor operiert habe. Jetzt blieb nur der geordnete Rückzug. Ich antworte mit einer Filmszene aus dem Boot, sozusagen untergetaucht: Gut, Johann, gut.

Was lernen wir daraus?

1. Väter haben nicht immer recht, das gilt auch, wenn sie Lehrer, Journalisten, Polizisten oder Politiker sind. Das sind ja diejenigen, die von Berufs wegen immer Recht haben.
2. Humorvolle Pädagogik ist gute Pädagogik. Man könnte übrigens meinen, das sei Voraussetzung, um hier an dieser Schule einen job zu bekommen. Manchmal ist der Humor etwas befremdlich, aber die Jungs lachen heute noch darüber, zum Beispiel über den Satz: Entschuldigungen gibt es viele, ich akzeptiere nur keine.
3. Zuerst die Mutter fragen, sie hätte gesagt, dass er in der Schule ist. Mütter wissen meistens, was mit den Kindern ist oder sein sollte. Und
4. Kinder sind manchmal selbständiger, verantwortungsbewusster und eben zuverlässiger als Väter glauben. Vielleicht auch als manche Lehrkräfte glauben.

Nun ist es aber auch nicht so, als ob diese jungen Leute da nichts mehr hinzulernen könnten. Denn wie wir alle wissen, dauert die Pubertät heute ungewöhnlich lang und in dieser Zeit, so heißt es, müssten die jungen Leute sich von ihren Eltern irgendwie abnabeln, um ihren eigenen Weg zu finden. Eine zeitlang hörte ich merkwürdig oft den song von Joe Cocker, we need to disagree. Als ich nach einer Erklärung für diese Vorliebe fragte, hieß es, das sei so eine Art Abiturientenhymne. Vielleicht hören wir, auch wenn es dem Anlass nicht ganz angemessen erscheint, mal eine Strophe und den Refrain.

Cocker-Einspielung

Ich erlaube mir, den Text in etwa zusammenzufassen. Wir sollten also nie vergessen, n'oubliez jamais, so soll es der Vater von Joe Cocker gesagt haben, sicher eine Autorität, die wir verkennen, dass jede Generation ihren eigenen Weg zu gehen und deshalb auch den Gehorsam zu verweigern habe, a need to disobey, ja, das sei sogar eine Art schicksalhafte Notwendigkeit, it's in your destiny, Regelwerke oder Vorschriften aus dem Weg zu räumen, a need to disagree when rules get in the way. Nichts ausgesagt wird darüber (auch die Autorität Vater Cocker schweigt dazu), ob es für diesen Weg oder Lebensweg auch so eine Art Straßenverkehrsordnung gibt oder ob man auf dem Highway

der Beliebigkeit durchs Leben rauschen soll. Ich bin sicher, Cocker, immerhin etwa meine Generation, meint einfach: Hört nicht nur auf die anderen, denkt selber. Lasst euch nicht von anderen in die Irre führen, sucht Euren eigenen Weg, aber sucht ihn wirklich, seid ausdauernd im Studium oder in der Ausbildung, welches und welche das immer sein mag. Seid Männer, auf die man sich verlassen kann, die zu ihrem Wort stehen, auch wenn es mal ein wenig Gegenwind gibt.

Von **einer** Person lässt sich auch Joe Cocker überzeugen und zwar von seiner Mutter, wenn sie sagt, in ihrem Herzen schlummere die Leidenschaft für ein lebenslanges Duett, for a life long duet, und diese Sehnsucht nach Liebe hätten alle Menschen gleichermaßen. Da gibt es also ein anderes Naturgesetz, stärker als die pubertäre Absonderung, nämlich die dauerhafte, lebenslange Liebe, jene „innigste und umfassendste Form personaler Freundschaft“, wie Paul VI. die Ehe nennt. Es ist schon erstaunlich, und das sage ich jetzt zu uns allen, wie ehefeindlich diese Gesellschaft geworden ist. Dabei ist die Ehe der Stabilitätsanker par excellence dieser Gesellschaft. Oder ist es nur das Bild, das uns die Medien vorgaukeln? Denn nach dem Mikrozensus leben acht von zehn Paaren in Ehe. Im politischen und medialen Establishment aber, da sieht es anders aus. Da gibt es deutlich weniger normale und zuverlässige Beziehungen als in der Bevölkerung. Gefragt wird da nur nach der großen Leistung im Beruf. Sicher, man kann auch im Duett ein Leben lang falsch singen, aber es kommt nicht darauf an, auch in diesem Bereich die ganz große Leistung zu vollbringen. Es reicht oft schon, zuverlässig zu sein und über falsche Töne auch mal hinwegzusehen. Der Schriftsteller Werner Bergengruen, die älteren unter uns werden ihn kennen, hat das dem Held seiner märchenhaften Novelle „Der spanische Rosenstock“, Lysander beim Wiedersehen mit Oktavia so in den Mund gelegt: „Wohl erprobt sich die Liebe in der Treue, aber sie vollendet sich erst in der Vergebung“.

4. Lehrer in Menschlichkeit

Damit bin ich beim letzten Punkt, der Leistung der Mütter. Es ist bezeichnend, dass es die Mutter ist, die Cocker von der Liebe erzählt. Die Vergebung ist der Ernstfall der Liebe und die Mütter erleben das oft. Aber es geht nicht nur um Vergebung, es geht um Bildung in einem weiteren Sinn als den der Wissensvermittlung. Mütter sind es oft, die die Schulzeit bis zum Ende emotional durchstehen, die **für** die Kinder und **mit** ihnen kämpfen. Sie sind es, die das Abitur still noch einmal bestehen. Sie haben über die 18, 19 oder 20 Jahre gerechnet, den größten Anteil am Erfolg. Warum? Weil sie von Anfang an mit ganzem Herzen dabei waren. Die Hirn- und Bindungsforschung hebt seit Jahren

die konstituierende Funktion der Emotionen beim Hirnwachstum hervor. Emotionen seien, so der Therapeut Professor Stanley Greenspan, „die Architekten des Gehirns“, die Bausteine menschlichen Bewusstseins. Greenspan formuliert aus den Erkenntnissen auch den „menschlichen Imperativ, in der Familie, der Erziehung, der Psychotherapie, der Ehe und den Institutionen der Sozialfürsorge dem Wohl der Kinder, den zwischenmenschlichen Beziehungen und der Qualität der emotionalen Erfahrung den höchsten Rang einzuräumen“. Etliche andere, auch deutsche Psychologen und Forscher bezeichnen ebenfalls die „liebvolle, aufmerksame und verständige elterliche Fürsorge“ als „entscheidend“ für die neuronalen Netzwerke und die Kreativität des Menschen. Die Forschungsergebnisse bewiesen, dass die Art der elterlichen Zuwendung mehr Einfluss auf die Hirnentwicklung habe als man je für möglich gehalten hätte. Was der Sauerstoff für das Gehirn sei, das seien freundliche, respektvolle und liebevolle Worte für das junge Bewusstsein.

All diese Erkenntnisse werden von der Bindungsforschung bestätigt. Die Regensburger Bindungsforscherin Karin Grossmann bestätigt anhand der Ergebnisse einer fünfundzwanzigjährigen Langzeitstudie den Zusammenhang zwischen frühkindlicher Bindung und späterer Entwicklung. Man kann ihre Arbeit folgendermaßen resumieren: Die Bindung an mindestens einen fürsorglichen Elternteil in den ersten Lebensjahren entscheidet maßgebend über den Erfolg in Kindergarten, Grundschule, Gymnasium, Studium, Ausbildung, Beruf und sogar Partnerschaft. Johannes Paul II. formulierte es meisterhaft in seinem Brief an die Familien mit einer Definition von Erziehung, die eigentlich nicht zu übertreffen ist. Erziehung ist, so schreibt er, „Beschenkung mit Menschlichkeit“ und die Eltern seien „Lehrer in Menschlichkeit“.

Aus all dem folgert die Wissenschaft, leider nicht die Politik: Bindung geht vor Bildung. Liebe geht vor Funktionalität. Das ist die Kernkompetenz der Familie heute. Sie wäre zu stärken, statt ständig in Zweifel zu ziehen und Einzelfälle in einen Generalverdacht zu münden zu lassen. Denn sie, die Pflege und die Stabilität der emotionalen Befindlichkeit, ist auch die erste Quelle des Humanvermögens. Diese Funktion ist nicht zu ersetzen. Und deshalb kommt den Müttern das erste oder das Ur-Verdienst an solch einem Tag wie heute zu.

Und die Lehrer? Der Dichterst Goethe hat einmal recht bündig geschrieben: Man lernt nur von dem, den man liebt. Die Lehrkörper werden den Anspruch auf diese Voraussetzung in der Klasse oder Stufe nur begrenzt erheben wollen. Die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre aber ist: Die Motivation des Schülers hat viel mit der Persönlichkeit des

Lehrers zu tun, das ist eine Binsenweisheit. Es soll hier auch nichts Unmenschliches verlangt werden, Schulen sind schon zur Genüge Schlachtfelder politischer Ausfälle und Feldzüge. Nur soviel: Wenn ein Abitur an ein, zwei Punkten scheitert, dann hat der Lehrer, in dessen Ermessen es stand, vielleicht Recht gehabt und am Ruf der Schule poliert - aber dennoch versagt und zwar im Fach Humanvermögen. Ihm fehlt dann die Portion Menschlichkeit, die diesen großartigen Beruf ausmacht. Denn, so sagt es schon Thomas von Aquin: Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit. Niemand von Ihnen hier hat das getan oder würde es tun. Im Gegenteil. Wenn ein Schüler eine gelungene Lateinarbeit nachschreiben soll, weil in der ersten Arbeit Identität bei den Defiziten mit dem Nachbarn gefunden wurde, er aber seine Unschuld beteuert, von der immerhin die Versetzung abhängt, und wenn dann der Vater dem Direktor schreibt, dass auch ein blindes Huhn mal ein Korn auf dem Hof der toten Sprache finden könne und dass auch für Schüler der Rechtssatz gelten solle in dubio pro reo und wenn dann der Direktor, ein pädagogisches Naturtalent, entscheidet, diese Arbeit wird nicht nachgeschrieben, dann ist Gerechtigkeit im menschlichen Sinn am Werk. Diese Schule zeichnet aus, dass Eltern und Lehrer im gleichen Geist dieser Humanität auf den Erfolg für den Schüler hin arbeiten. Und deshalb darf ich, im Namen nicht nur der sechs, die hier die Schulbank drückten, sondern sicher auch im Namen der Eltern sagen: Danke für Ihren Einsatz, Danke für Begleitung und Anleitung, für das Herzblut, das Sie in Ihre Arbeit und Ihren Umgang mit den Jungs stecken, Danke für das Beispiel an Ausdauer, Zuverlässigkeit und nicht selten auch an Bekennermut. Vor allem aber: Danke für das menschliche Maß, von dem wir eben in der Predigt gehört haben. Hier wird es gehalten.

Und Euch Jungs, sage ich, macht's gut, vergesst diese Schule nicht und hört gelegentlich mal auch auf Eure Alten. Denn **uns** werdet Ihr **nicht** los.

Herzlichen Dank.